H. Lit. P.
95 m

A. Lit. g.
95 m
<36625294240012 S
<36625294240012
Bayer. Staatsbibliothek
E

Betrachtungen

über

das Wesen

der

deutschen Universitäten,

von

Dr. Ignaz Döllinger,

k. b. Hofrath und Professor.

Würzburg 1819.

Gedruckt bey Franz Ernst Nitribitt, Universitäts=Buchdrucker.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Das deutsche Universitätswesen ist seit einigen Jahren so vielfältig zur Sprache gebracht worden, so mannigfaltige Ansichten desselben wurden entwickelt, so vieles für und wider darüber vorgebracht, daß man zu zwey Folgerungen sich hingedrängt fühlt, erstens, die Sache müsse von Wichtigkeit, und für Deutschland von hohem Interesse seyn, zweytens, es müssen besondere Umstände obwalten, welche eine so ungewöhnliche, fast plötzlich lebhafte Theilnahme erregen. Zwar haben die Schicksale deutscher Universitätsmänner und der Wechsel ihrer Lebensverhältnisse immer merkwürdig genug geschienen, um ihnen eine Stelle in den politischen Zeitungen zu widmen, zwar haben die allgemein

verbreiteten gelehrten Zeitungen mit ihrem Lob und Tadel, mit ihren Streitigkeiten und indifferenten Notizen immer bey dem Publikum neugierige Leser gefunden, zwar hat der ehemalige Reichstag zu Regensburg sonst wohl Studentenhändel und Lehrvorträge, so noch in neuern Zeiten Kants Philosopheme zur Berathung gezogen, allein eine so allgemeine Theilnahme an dem Gesamtwesen der deutschen Universitäten, ein solches Breittreten der unbedeutensten Studentenhändel, eine so erhöhte Empfindlichkeit der Herren Diplomatiker gegen das Universitätswesen, so gewaltthätige, zum Theil rohe, Angriffe auf die Universitäten, ein solcher Drang, diese seit Jahrhunderten bestandenen Institute umzukehren und zu verkehren, ist wohl nie gewesen. Da mag denn auch wohl ein Theil der den Universitäten Angehörigen sich zur Gegenwehre setzen, ein Theil den gefürchteten Verfall dieser bisher für ehrwürdig gehaltenen Institute durch Versammeln der Kräfte abzuhalten suchen, ein anderer Theil im Gefühle der Ohnmacht gegen so vieles Andrän-

gen, gleichgültig sich dem unabänderlichen Schicksal hingeben, ein Theil endlich nachgebend und befestigend, leidend und thätig, gefällig und feststehend auf Rettung dessen, was zu retten ist, auf Verbesserung und Erhaltung, hinzuwirken streben.

Ist es gut, in dieses Treiben einzugreifen? darf man hoffen, daß ein wahres Wort seinen Hörer finde? kann man sich schmeicheln, daß der gute Wille werde erkannt werden? werden diese Zeilen beurkunden, daß der Verfasser ein Recht gehabt habe, in dieser Angelegenheit mitzusprechen?

Zu behaupten, die deutschen Universitäten seyen fehlerlos, sie seyen so, wie sie vor 30 Jahren waren; denn in diesem Augenblicke haben Kriege und Regierungswechsel nothwendig sie in Verwirrung gebracht; vollkommen dem Interesse des deutschen Volkes, und dem Zeitgeiste angemessen, und mithin unbedingt in ihrer Alterthümlichkeit zu erhalten, scheint mir schon darum vermessen, weil man hier von einer menschlichen Einrichtung, welcher die Formen der Endlich-

keit eingeprägt sind, etwas aussagen würde, was sich selbst widerspricht; darum glaube ich annehmen zu müssen, daß wohl eine Reform der deutschen Universitäten gedenkbar sey, und vielleicht sind die jetzigen gewaltsamen Angriffe auf sie wenigstens zum Theil aus dem Gefühle eines solchen Bedürfnisses entsprungen, obgleich mancherley äußere und zufällige Umstände das Meiste mögen dazu beygetragen haben, die dunkeln Gefühle zum Ausbruche zu bringen.

Schwerer aber ist zu bestimmen, worauf sich eine allenfalls zu unternehmende Reform eigentlich beziehen müsse. Es sind nemlich drey Fälle gedenkbar: erstens: die Universitäten sind veraltet, sie waren zweckmäßig und gut zur Zeit, wo sie entstanden, zu unserer Zeit passen sie aber nicht mehr; zweytens: die Universitäten sind ausgeartet, indem sie ihrem Stiftungssinne nicht treu blieben. Drittens: die bisher versuchten Verbesserungen stehen im Widerspruche mit dem, was die Universitäten seyn sollen, und in sie hat der sonst gute Wille ei-

nen Gegensatz, mithin Verderbniß gebracht. Die beyden letzten Fälle werden kaum, oder nur in sehr verschiedenen Rücksichten auf alle deutsche Universitäten anzuwenden seyn, daher man gewöhnlich den ersten Fall als Grund einer allgemein vorzunehmenden Reform angiebt; weswegen ich denn auch nur hierüber Einiges bemerken will. Sieht man überhaupt jede Einrichtung, welche von unsern Urvätern abstammt, als das Product eines, mit dem unsrigen verglichen, noch sehr unvollkommenen Beginnens an, hält man, von dieser Gesinnung durchdrungen, die Universitäten für Werke der Finsterniß, oder höchstens der Dämmerung, so kann man freylich nichts Anderes, als ihre gänzliche Vernichtung wollen, und man wird höchstens zugeben, daß sie Mittel gewesen wären, uns den herrlichen Genuß des Lichtes vorzubereiten. Inzwischen verhält sich die Sache ganz anders. Wenn ein Volk in die Cultur eintritt, so sind seine Kraftäußerungen, eben weil sie noch anfängliche sind, auch noch rein natürlich, weder künstliche Reflexion, noch

fremdes Beyspiel, weder Herrschsucht, noch Eigendünkel verkehren den ursprünglichen Sinn für's Rechte und Gute; darum werden auch die Werke des sich entwickelnden Volkes gut, sie gehören ihm an, sind volksthümlich, und auch in ihrer Form bedeutungsvoll. Gleichwohl nagt auch an diesen verehrungswürdigen Werken der Zahn der Zeit, aber darin eben besteht die Regierungsweisheit, daß in Allem der alterthümliche Volksgeist erhalten, und doch das Fortschreiten nicht gehemmt werde. Ein Institut ist bald umgeworfen, dazu bedürfen wir keiner Regierungen, das kann der einbrechende Feind noch viel geschwinder; in unserer Volkseigenthümlichkeit wollen wir geleitet, bewahrt, zum Bessern ohne Verlust geführt seyn.

Daß unsere Zeit bedeutungsvoll sey, daß ein reges Streben lebendig geworden, daß man aus fast fünfzigjährigem Schlafe erwacht mit Freuden das Licht erblicke, daß man die Ideen zu berichtigen bemüht sey, welche ein langer Krieg verwirrte, dieses alles ist offenbar; aber offenbar ist es auch,

daß nicht immer das Ziel des Strebens klar eingesehen wird, daß im Kampfe, welchen immer das Gute mit dem Schlechten zu bestehen hat, mancherley Verwirrung obwalte, daß darum auch die vorgeschlagenen und versuchten Mittel, zum Bessern zu gelangen, nicht immer die tauglichsten seyen.

Das Wesen der deutschen Universitäten so auseinander zu setzen, daß daraus klar werden möge, worauf es ankomme, das ist der Zweck gegenwärtiger Abhandlung.

Die Universität ist characterisirt, wenn wir sie eine wissenschaftliche Lehranstalt nennen.

Als Lehranstalt soll sie durch Ueberlieferung die dem menschlichen Geschlechte angehörenden Kenntnisse verbreiten; als wissenschaftliche Anstalt soll sie die Kenntnisse als erkannt darstellen, und in ihrer Einheit umfassen *).

*) Ich kenne einen Gegenstand, habe von ihm eine Kenntniß, wenn er mir als Object nach seinen äußern Beziehungen bekannt ist; ich erkenne ihn, wenn ich einsehe welches seine Bedeutung in dem Ganzen und für das Ganze sey.

Eine Lehranstalt, welche den Zweck hat, ohne wissenschaftliches Streben Kenntnisse in Umtrieb zu setzen, heißt Schule. Eine wissenschaftliche Anstalt, deren Zweck die Mittheilung und Verbreitung des Wissens nicht ist, sondern allein das Streben nach Wissenschaft, heißt Academie oder gelehrte Gesellschaft. Der Mann, welchem das Wissen Aufgabe ist, heißt Gelehrter.

Die Universität ist demnach eine gelehrte Gesellschaft, welche lehrt.

Wir betrachten

a) die Wissenschaft,

b) die Lehrer,

c) die Lehrlinge.

Das Wissen hat keinen Zweck; wo es ist, da ist auch seine Wirkung, die Wahrheit. Der Gelehrte hat einen Zweck, er forscht nach Wahrheit, diese ist an und für sich gut. Das Erforschen dessen, was wahr ist, ist ein mühseliges Geschäft, es fordert Aufopferung, denn nichts ist bequemer, als Unwissenheit. Eine gelehrte Gesellschaft ist sich selbst Zweck,

sie ist die Vereinigung von mehreren Versuchen, zur Wahrheit zu gelangen.

Nicht Jeder ist zur Erforschung der Wahrheit berufen. Einige können ihr nichts aufopfern, und diese dürfen auch nicht fordern, daß sie sich ihnen offenbare: denn billig dünkt es uns abgeschmackt, wenn Jemand nach etwas verlangt, was er nicht verdient, etwas verdienen aber kann doch nur so viel heißen, als von dem Seinigen an das zu Erwerbende etwas verwendet haben. Zu behaupten, die Wahrheit könne und müsse Jeder finden, ist gerade so viel, als wenn man behaupten wollte, Gold müsse Jeder genug haben, weil es der liebe Gott für Alle erschaffen. Wenn Einige der Wahrheit kein Opfer bringen können, so giebt es noch Andere, welche ihr keines bringen mögen, und wieder Andere, welche an sich könnten und möchten, aber sich durch äußere Verhältnisse gehindert fühlen.

Ein Regent, ein Staat befördert die Wissenschaften, wenn er die Lust zum Forschen nach Wahrheit weckt, und die Hinder-

nisse, welche sich dem erweckten Triebe entgegenstellen, aus dem Wege räumt.

Das Gebiet der Wissenschaften ist unermeßlich groß, die Geschichte des menschlichen Geistes, so wie jene der Natur, ist jede für sich unerschöpflich, jede für sich wieder in mannigfaltige Zweige theilbar, kein Mensch allein kann das Ganze übersehen, und doch fordert die Idee der Wissenschaft, daß alles Einzelne immer in Beziehung auf das Ganze bearbeitet werde. Darum sind Vereine der Wahrheitsforscher nothwendig; was Einer nicht kann, leisten Viele im gemeinschaftlichen Zusammenwirken zu dem gleichen Zweck. Ein einzelner Gelehrter ist durch sich selbst gehemmt.

Die Wissenschaft wird befördert, wenn Gelegenheit gegeben ist, daß sich mehrere Gelehrte vereinigen können.

Mehrere Zweige des menschlichen Wissens machen das Experimentiren nothwendig, so namentlich die meisten Theile der Naturlehre; andere Zweige, wo es besonders auf das Vergleichen der Gegenstände ankömmt,

wie in der Naturgeschichte, bedürfen der Sammlungen und Cabinette; keine Gelehrsamkeit kann bestehen ohne Bibliotheken.

Die Wissenschaft wird befördert durch Unterstützung des Experimentirens, durch Anlegung von Sammlungen, durch Bibliotheken.

Wie jeder den Wunsch hegt nach einiger Behaglichkeit des Lebens, so auch der Gelehrte. Es kann von keiner schnöden Habsucht die Rede seyn, wenn der Mann, der sein Leben dem Dienste der Wahrheit widmet, wünscht, von häußlichen Sorgen frey zu seyn; und wenn er durch einige Bequemlichkeit sich für seine Mühe entschädiget. Was könnte auch Treffliches geleistet werden von einem durch Angst und Kummer gequälten Gemüthe? Man weiß, daß tüchtige Männer auf deutschen Universitäten durch Nahrungssorgen zu Grunde giengen.

Die Wissenschaft wird befördert durch hinlängliche Dotirung der gelehrten Gesellschaften, und großmüthige Freygebigkeit gegen die Gelehrten.

Zwey Heiligthümer hat die Menschheit:

die Wahrheit und die Schönheit. In der Erkenntniß jener, in der Darstellung dieser erstrebt der menschliche Geist seine Vollendung.

Was wäre ein Staat, wenn ihm das Streben nach dem Höchsten, was der Mensch hat, fremd bliebe? Ein Haufe rohen Pöbels, der in sich selbst den Keim der Zerstörung trägt. Aber eben darum, weil die menschliche Vernunft nach einer Vereinigung der Menschen zu einem Staate hintreibt, treibt sie sie auch zur Cultur, zum Sinnen und Trachten nach dem Wahren und Schönen. Daher die Würde des Gelehrten, des Künstlers; daher die Pflicht der Staatsverwalter, Wissenschaften und Künste zu befördern.

An und für sich sind die Wissenschaften und Künste ihrer Natur nach allgemein und erhaben über die Beschränktheit des Staates *); was der Menschheit als Ganzem

*) H. Luden Handbuch der Staatsweisheit, §. 144. Ich habe auf das, was der H. Verfasser über Wissenschaften sagt, durchaus Rücksicht ge-

angehört, das trägt auch in sich die Neigung, sich auszubreiten über die Welt. Diesem zufolge haben alle Gelehrte, alle Künstler einen ursprünglichen, aus ihrem Wesen entsprungenen Trieb, sich vom Staate loszusagen. Allein dieser Trieb ist, wie alles Ueberschreiten der Schranken, schlecht, es giebt keine Cultur, welche nicht volksthümlich wäre, der Staat selbst ist die Bedingung der Cultur, die Gelehrsamkeit und Kunst heben sich auf, wenn sie die vernünftige Vereinigung vieler zu einem Ganzen verschmähen. Darum müssen Künste und Wissenschaften mit der Gesammtcultur der Bürger des Staates so verschlungen und vereint bleiben, daß sie die Ganzheit derselben vollenden; darum aber auch hat der Staat die Pflicht, den falschen, aber unüberwindlichen Trieb seiner Gelehrten und Künstler, vom Staate abzufallen, zu hemmen und zu beschränken. Hier giebt es nur Ein Mittel, die bürgerliche Eh-

nommen, ohne daß es mir nothwendig schien, ihn jedesmal besonders anzuführen.

re. Billig ist es, daß Künstler und Gelehrte den Besten, den Edelsten im Staate gleichgesetzt werden, daher ist ihr Begehren nach Auszeichnung durch Ehren gar wohl gegründet, und nichts entfremdet das Gemüth dem Staate mehr, als das Bewustseyn, das redliche Streben werde nicht erkannt, nicht geachtet. Wahrlich nicht die paar hundert Thaler, die eine Regierung mehr als die andere bietet, treibt die deutschen Künstler und Gelehrten von einem Staat in den andern, das Gefühl und die Hoffnung mehr geachtet, besser erkannt, billiger behandelt zu werden, Schutz zu finden gegen unbillige Anfeindung, das sind die Gründe des Herumwanderns deutscher Gelehrten von einer Universität zur andern. Man hat die Bemerkung gemacht *) daß große Herren gegen fremde Gelehrte sich viel gnädiger betragen, als gegen die ihres Landes, ist dieses gegründet, so ist die Verkehrtheit eines solchen Benehmens nicht genug zu tadeln.

---

*) Jean Poul an irgend einer Stelle, ich glaube in Katzenbergers Badereise.

Wenn der Auszug eines Gelehrten oder Künstlers dem Staate, welchen er verläßt, wenig Ehre bringt, so wird aber auch der Nutzen, welchen ein Staat von solcher Einwanderung hat, eben nicht sehr erheblich seyn. Denn theils wird gerade durch das Umherziehen die Vaterlandsliebe geschwächt, das Gemüth vom Staate abgewendet; theils findet sich der Gelehrte in fremde Sitten und Gebräuche, in welchen er nicht erwachsen ist, nur sehr schwer, und nicht ohne schmerzliches Gefühl der Beengung, theils werden seine freylich oft überspannten Erwartungen getäuscht, und so der Vortheil vernichtet, welcher hier allenfalls zu erwarten gewesen wäre. Nur ein halb cultivirter Staat kann im Fortschreiten zum Höheren das Bedürfniß haben, fremde Künstler und Gelehrte an sich zu ziehen; sieht er sich aber einmal dazu bewogen, dann muß er auch Alles aufbieten, um sich das fremde Gemüth geneigt zu machen, und um dem Zwecke zu entsprechen, den er allein bey dem Herbeyrufen haben darf, nämlich: dem Volke ein Beyspiel zu

geben, wie sehr das Ungemeine und Vortreffliche zu schätzen und zu würdigen sey. In diesem Sinne handelte Peter der Große, der klar einsah, daß das gute Beyspiel alles vermöge.

Da die Hereinziehung fremder Künstler und Gelehrten nur Seltenheit seyn darf, weil es sonst leicht dem Staat an Mittel gebricht, der Sache die gehörige Würde, von der alle Ersprießlichkeit abhängt, zu geben, so ist die erste Pflicht, ja nichts zu thun, was auf irgend eine Weise die einheimische Liebe zur Wissenschaft und Kunst schwächen könnte. Das gefährlichste, was hier geschehen kann, ist immer dieses: wenn man sich beygehen läßt, man könne die Ignoranz zur Gelehrsamkeit durch Dekrete umstempeln. Sobald das Unglück will, daß ein Ignorant an einer Stelle steht, wo nur ein Gelehrter stehen kann, oder daß er empfängt, was nur diesem gebührt, so ist Alles verloren. Positive Mittel, wissenschaftliches Streben und Künstlertalente zur Entwickelung zu bringen, hat wohl der Staat nicht. Aechter Sinn

für Wahrheit und Schönheit ist in jedem Volke, und wenn dessen Zeit kömmt, tritt er auch hervor; glücklich das Volk, welches unter weiser Leitung sich selbst entwickelt.

Um jedoch alle Einseitigkeit, alles Verschrumpfen zu verhüten, so erwecke die Regierung die Lust zum Reisen, und unterstütze die sinnvollen Reisenden, dadurch verjüngt sich am besten das Volk, und der Sinn für Allseitigkeit, worauf hier alles ankommt, wird durch nichts sicherer entwickelt.

Die größte Schuld, mit welcher beladen kein Sterblicher es wagen darf, den Schleyer der Isis zu heben, ist die Rohheit des Gemüthes; nur allein Moralität, ächte Religiosität, gebildeter, sanfter Sinn bahnen den Weg zur Wahrheit. Man sey aufmerksam auf die Sittlichkeit jener, welche sich als Gelehrte wollen anerkannt wissen; wie könnte auch derjenige Achtung und Ehre fordern, der noch nicht verdient, Mensch zu heißen. Pöbelhafte Zänkereyen unter den Individuen, welche zu gelehrten Gesellschaften zusammengerufen sind, tückische Streiche, Zwey=

deutigkeit des Characters, Sectengeist und Verfolgungslust, und dergleichen Bösartigkeiten mehr verdienen die strengste Rüge, und fordern gewaltthätiges Eingreifen der Regierungen; wobey sich jedoch von selbst versteht, daß von litterärischen Streitigkeiten, welche mit Wahrheitsliebe geführt werden, die Regierung keine Notiz zu nehmen brauche, auch nicht nehmen solle.

Der Lehrer auf der Universität ist ein Gelehrter, welcher das Wissen unter andere, seine Zuhörer, verbreitet.

Der Lehrer hat zwey Verhältnisse, eines zur Wissenschaft, das andere zu den Zuhörern. Da der Universitätslehrer vor Allem im Besitze ächter Wissenschaftlichkeit seyn soll, weil es diese ist, deren Verbreitung ihm obliegt, so wird auch von ihm begehrt, daß er nicht blos mit den Einzelnheiten seiner Doctrin vertraut sey, sondern daß er das gesammte Gebiet des Wissens überschaue, um seiner Doctrin den passenden Standpunkt zu sichern; daß er nur im Geiste des Ganzen jede Einzelheit auffasse, um sie von

jener Seite zu zeigen, auf welcher allein Wahrheit in ihr ist; daß er jenes Talent und jenen Eifer zum Forschen habe, von welchem allein der schöne Erfolg seines Strebens abhängt; daß er Reinheit des Gemüthes genug besitze, um sich selbst zu überzeugen, er sey würdig, die Wahrheit zu erblicken.

Die erste Pflicht des Universitätslehrers ist: sich und der Wissenschaft nichts zu vergeben. Daher wie er sich auch bemühen mag, sich seinen Zuhörern deutlich und verständig zu machen, so darf er nie ins Gemeine herabsinken, nie das Einzelne als solches anpreisen, nie dem Streben nach Broderwerb frohnen.

In dieser hohen Bedeutung waren ursprünglich unsere deutschen Universitäten eingerichtet, in diesem schönen Sinne wirkten noch vor 60 Jahren die meisten Universitätslehrer. Seit der Zeit hat sich Vieles geändert. Die Universitäten haben sich ins Unermeßliche erweitert, die Fächer des Wissens sind ins Unendliche zersplittert, die Zahl der

Lehrer grenzenlos vervielfacht, der Geist der Einheit ist verschwunden. An die Stelle edler Einfalt tritt Luxus, hohe Wissenschaftlichkeit wird durch mechanisches Abmüden verdrängt, klare Uebersicht des Ganzen verwandelt sich in schale Vielwisserey. Dieses muß sich ändern, wenn die deutschen Universitäten ferner bestehen sollen: man wird nicht ärmer, wenn man sein Hauswesen zusammenzieht, sagt Göthe. Es ist klar zu beweisen, daß zwölf bis sechszehn tüchtige Gelehrte eine volle Universität ausmachen, wozu also ihrer vierzig bis fünfzig?

Das Lehren auf der Universität unterscheidet sich von jenem auf der Schule vorzüglich dadurch, daß es dabey mehr auf die Erweckung des wissenschaftlichen Sinnes, als auf Verbreitung von Sachkenntniß ankömmt, welches letztere in der Schule gerade der Hauptzweck seyn muß.

Kein Zweig des menschlichen Wissens ist erschöpft, kein Feld irgend einer Doctrin ausgemessen, keine Erkenntniß vollendet; so ist es, und so wird es bleiben. Darin be-

steht eben der Werth des wissenschaftlichen Forschens, daß der forschende Geist seine Kraft übt, und in der Kraftübung erstarkt. Was würde es helfen, wenn bey so bewandten Umständen der Lehrer sich darauf beschränkte, erzählend seinen Zuhörern einige Thatsachen mitzutheilen? Alles, was die Empirie Lernenswerthes darbietet, kann doch in der beschränkten Studienzeit des Jünglings der Vortrag des Lehrers keineswegs auch nur von Einem Zweige umfassen, und wo sollte alsdann die Lust herkommen, sich mit den Gegenständen vollkommener bekannt zu machen; woher das Bewußtseyn, daß diese Dinge einen reellen, bleibenden Werth haben; woher der Wille, den Fortschritten der Wissenschaften auch über die Studienzeit hinaus zu folgen; woher die Kraft, die in jeder Wissenschaft sich darbietenden Zweifel zu entscheiden?

Der Universitätslehrer muß zuerst den Standpunct seiner vorzutragenden Doctrin, und ihr natürliches Verhältniß zu der Einen Urwissenschaft, der Philosophie, klar darle-

gen; hierauf ihr besonderes Seyn auseinandersetzen; dann mit stäter Zurückweisung auf den Ursprung die einzelnen Lehrsätze entwickeln, oder vielmehr die Zuhörer so leiten, daß sie selbst Alles entwickelt zu haben glauben. Weiß der Lehrer seinen Vortrag nach Umständen belehrend, führend, zweifelnd und fragend einzurichten, so wird das Gemüth des Zuhörers in der nothwendigen Spannung erhalten, ohne Ermüdung befürchten zu dürfen. Wo es der sinnlichen Anschauung, oder der Geschichte bedarf, da muß jede Thatsache, auf welche die wissenschaftliche Forschung stößt, durch unmittelbare Aufzeigung, durch Herbeyführung vor den Sinn vollständig erläutert werden; damit die vorgehaltene Realität den Zuhörer von der Herrlichkeit der ächten Wissenschaft überzeuge;

Mit dem Genius steht die Natur im ewigen Bunde:
Was der eine verspricht, leistet die andere gewiß.

Fordern wir von dem Universitätslehrer

ein Wirken in ächt wissenschaftlichem Sinne, so müssen wir auch begehren, daß die allgemeine Form, unter welcher eine Universität erscheint, und als Institut dasteht, dem Geiste der Wissenschaft nicht widerspreche.

Die Universität muß ihren Zweck in sich selbst haben. Der Staat bedarf nur deßwegen der Universitäten, weil es ihm Noth thut um die Wahrheit.

Weil nicht Jeder nach Wahrheit forschen kann und mag, muß eine Versammlung der Wahrheitsforscher möglich seyn; die Bürger sind Wahrheitsfreunde, wenn sie diese Versammlung schützen, ehren, erhalten.

Einer Universität einen andern Zweck unterlegen, als den, welchen sie in sich hat, sie, die Lehrer und die Lehrlinge in solch einer Einseitigkeit behandeln, ist der gewisse Untergang derselben.

Die Universität kann nicht das Institut seyn, wo die zukünftigen Staatsdiener sollen gebildet werden, wenn man unter Staatsdienern solche Individuen versteht, welche mit einigen Kenntnissen mechanische Fertig-

keit zur Verrichtung der mancherley Geschäfte, die in der Staatsverwaltung vorkommen, verbinden.

Wenn der Staat freye Entwicklung begünstigt, so wird es ihm nie an irgend einer Art brauchbarer Geschäftsmänner fehlen, dafür bürgt die natürliche Verschiedenheit der Talente, und die Leichtigkeit, mit welcher bey vorhandener Anlage und Lust sich der Mensch vervollkommnet, besonders wenn er in die zweckmäßige Lage kömmt. Um sicher zu seyn, den rechten Mann zu treffen, können alle Arten Prüfungen angestellt werden, welcher ohnehin der Staat nicht entbehren kann, wenn er auch einige Folianten Studiengesetze drucken ließe.

Uebrigens wo Genie, Talente, guter Wille, klare Erkenntniß, ächte Vaterlandsliebe, treue Gesinnung gegen den Regenten sich vereinigen, da wird dem Staate gedient, da oder nirgends.

Man könnte sagen: wir bedürfen nur der Schulen zum Abrichten der Jugend zu jenen Zwecken, welche die Regierung bey der

Verwaltung des Staates erfüllt haben will. Man würde dagegen fragen dürfen: hat denn die Regierung nicht auch die Erkenntniß der Wahrheit in der Liste ihrer Zwecke? braucht sie denn keine Gelehrte, die nach ihr forschen? Vielleicht gesteht man dieses zu: nur soll alsdann noch ein eigenes Gelehrteninstitut, die Academie der Wissenschaften bestehen; versteht sich, daß die Academiker nicht lehren dürfen, denn sonst ist die Universität da.

Einer solchen Einrichtung ließe sich nun Folgendes entgegensetzen.

1) Woher sollen dann die Gelehrten kommen, welche die Academie constituiren? aus der Schule werden sie doch nicht hervorgehen sollen? Nicht einmal Lehrer für die Schule kann die Schule bilden; denn wenn einer nur abgerichtet, dressirt ist, so kann er unmöglich etwas anderes, als wieder dressiren und abrichten, und so fort in immer steigendem Mechanismus, aus dem aller Geist verschwindet. Soll dann der Staat eine Maschine werden, in der nicht einmal mehr so viel Geist bliebe, um nur eine Ma-

schine zu erfinden? Oder glaubt man, die Welt bliebe stehen, weil man sich zu Hause nicht bewegt?

2) Der deutsche Character ist zu wenig lebhaft, namentlich im Gegensatze mit dem französischen, als daß sich ein fortschreitendes Forschen ohne mündliche Mittheilung denken ließe. Erst der Vortrag, die Hoffnung, begriffen zu werden, die Lust, seine Ideen fortleben zu sehen, das Bewußtseyn, bey redlichem Streben auch noch jenseits des Grabes für seine Nation, für die Menschheit wohlthätig fortzuwirken, das ist es, was das deutsche Gemüth erweckt und aufrecht erhält.

3) In Deutschland sind fast allein die Universitätslehrer auch die Gelehrten; nicht unser Adel, der an den vielen Höfen zu vielerley Concentrationspuncte findet, nicht unsere Reichen, die noch immer, gegen Engländer und Russen gehalten, arm sind, widmen sich den Wissenschaften *), unsern Geschäfts-

*) Herrliche, im hohen Grade erfreuliche Ausnahmen giebt es freylich.

männern läßt der bis zum Peinigen complicirte Geschäftsmechanismus keine Zeit, und überhaupt ist in Deutschland gar keine Anregung zur Gelehrsamkeit. Es ist bey uns nicht wie in Frankreich, wo das Wissen, sey es in welchem Zweige es wolle, schon als Wissen den Weg zu den höchsten Ehrenstellen, zu den ersten Staatsämtern bahnt; bey uns wird kein Naturhistoriker Großkanzler, kein Chemiker Minister. In Deutschland haben sich die Juristen der Regierungsgeschäfte bemächtigt, dadurch haben wir an Gerechtigkeit unendlich gewonnen, sind aber dafür steif und unbehülflich geworden. Es ist bey uns nicht, wie in England, wo eine einzige fruchtbare Entdeckung langer Jahre mühseliges Forschen belohnt. Es ist bey uns nicht, wie in Italien, wo Alles die Künstler und Gelehrten mit Ehren zu überhäufen wetteifert. Der deutsche Gelehrte hat nur Zöglinge, von denen hie und dort ein stiller Dank ihn lohnt.

Ist der Universitätslehrer durch keine Mißstaltung des Institutes, zu dem er ge-

hört, gehemmt, so kann er sich mit Zuversicht an seine Schüler wenden.

Wer sollen des Universitätslehrers Schüler seyn?

1) Der Lehrer muß überzeugt seyn, daß seine Zuhörer aus Liebe zur Wissenschaft, und aus Neigung zu ihm sich an ihn wenden. Die durch Statuten zu einer Vorlesung gezwungenen Studenten kommen mir immer vor, wie die Juden in Rom, welche des Sonntags in die christliche Predigt getrieben werden. Welches Zutrauen soll der Lehrer zu den Schülern fassen, wenn er gar nicht weiß, ob sie ihn anhören mögen? Eigentlich wäre es unbegreiflich, wie man darauf verfallen sey, den Befehl zu geben, daß die Vorlesungen auf einer Universität gehört werden müßten, wenn man nicht bedächte, daß die vorherrschende Idee einer Schule zu Grunde gelegen habe. Aber zu verwundern ist es immer, daß man dabey gar nicht an die ungeheuern Nachtheile einer solchen Verfügung dachte. Denn

a) Was soll der Student denken, wenn

man ihn zwingt, bey einem veralteten, oder schlechten Lehrer Vorlesungen zu besuchen? oder giebt es etwa keine Lehrer, die aus irgend einem Grunde, sollte es auch nur der schlechte Vortrag seyn, nicht werth sind, daß ihre Vorlesungen besucht werden? Welche Vorstellung muß sich der so zum Schlechten gezwungene Jüngling von dem Werthe der Wissenschaften machen? Muß er sich nicht überzeugen, sein Aufenthalt auf der Universität sey eitel Formalität?

b) Welches sicherere Mittel könnte man wählen, die Lehrer, wenn auch nur bey einiger Neigung dazu, nachläßig und träge zu machen, als dieses, daß man ihnen die Zuhörer zutreibt?

c) Daß der Jüngling eine Vorlesung besuche, macht ja gar nichts aus; er kann die Sache wissen, ohne gerade die Vorlesung besucht zu haben, wo sie abgehandelt wird, und er kann nichts wissen, und gleichwohl keine Stunde versäumt haben.

Man könnte einwenden, wenn man keine Vorschriften für den Collegienbesuch ma-

che, so thäten die jungen Leute, was sie möchten, oder auch wohl gar nichts. Allein dem widerspricht die Erfahrung; auf vielen deutschen Universitäten giebt es keine Studiengesetze, und doch zeichnen sich mehrere derselben durch fruchtbaren Fleiß der Studierenden aufs vortheilhafteste aus. Dagegen lehrt die Erfahrung, daß auf jeder Universität jene Fächer mit dem meisten Eifer betrieben werden, die durch die thätigsten Lehrer vorgetragen werden, daher es klar ist, daß Alles auf die Lehrer ankömmt.

Wollte man denn auch hiebey gar kein Vertrauen auf die Erziehung haben? hält man denn alle Erziehungskunst für so unvermögend, daß man nicht im Stande seyn könnte, einen jungen Menschen so weit zu bringen, daß er im achtzehnten Jahre unterscheide, was gut oder schlecht, recht oder unrecht sey, und jenes diesem vorziehe! Die Universitätsjahre sind überhaupt gar nicht die gefährlichen im männlichen Leben. Die größten Gefahren drohen dem Uebergange aus dem Knaben- in das Jünglingsalter vom

fünfzehnten bis siebzehnten Jahre, und wenn ein zwanzigjähriger Jüngling verdirbt, so ist sicher der Grund dazu in seinem fünfzehnten Jahre, oder noch früher gelegt worden.

2) Die Schüler auf der Universität sollen Jünglinge seyn, welche von der früheren Jugend an zum Genusse des Wahren und Guten gebildet sind; guter Saame muß gutes Erdreich finden. Aus Erfahrung weiß man, und es liegt auch in der Natur der Sache, daß allein das Studium des classischen Alterthums dem jugendlichen Gemüthe die höhere Weihe ertheilt, und es der Wissenschaftlichkeit würdig macht.

Um diese Vorbereitung kann sich der Universitätslehrer nicht bekümmern, dafür mögen jene sorgen, welche die Jünglinge auf die Universität senden. Auch mag der Staat leitend und rathend eingreifen.

Wie man es aber auch einrichten möge, und welche Vorschriften man mache, so werden sich immer unwürdige Individuen auf die Universität drängen, und zwar um so mehr, je weniger ein über das Institut selbst

ausgegossener wissenschaftlicher Geist sie abschreckt, je mehr Mechanismus vorherrscht, je sicherer sie auf einen Unterricht im Technischen rechnen können. Um dieses, was immer entwürdigend ist, und daher schädlich wirkt, so viel wie möglich zu mindern, so wäre allenfalls folgendes vorzuschlagen:

1) Der Staat habe für jene Bedürfnisse, welche nur Sachkenntnisse und technische Ausbildung verlangen, Spezialschulen, die aber, wie vorhin erinnert wurde, durchaus mit gelehrten Lehrern besetzt seyn müssen; dafür daß sich der Gelehrte bequemt, sich dem speziellen Bedürfnisse des Staates aufzuopfern, kann man ihn anderweitig entschädigen.

2) Man veranstalte, daß ein Theil der Vorlesungen in lateinischer Sprache gehalten werde; und zwar:

a) daß jene Fächer lateinisch vorgetragen werden, womit gewöhnlich die Studierenden auf der Universität den Anfang machen; auf solche Art werden die Unfähigen bald abgeschreckt.

b) Daß der Vortrag dann in der lateinischen Sprache sey, wenn es die Lehre selbst gut verträgt, weil in ihr keine den Römern fremdartige Ideen vorkommen.

Es giebt mehrere Fächer, wo beyde Momente zusammentreffen, als: die Institutionen, die Naturgeschichte, die Anatomie, die Mathematik u. d. m.

Was soll der Universitätslehrer seinen Schülern seyn?

1) Der Universitätslehrer soll im ächt wissenschaftlichen Geiste lehren: klar und deutlich die Sache auseinandersetzen. Dunkle, sinnlose Worte sind ein Beweiß, daß der Lehrer selbst nicht weiß, was er will. Wo eine klare Erkenntniß ist, da wird es an Ausdrücken nicht fehlen.

2) Der Lehrer soll so lehren, daß die Zuhörer sich überzeugen, es geschehe nur ihnen zu Gefallen, es sey nur auf ihr Wohl abgesehen. Dieses ist die größte Kunst des Lehrers, damit allein erweckt er Vertrauen, und ohne Vertrauen kann unter Menschen überhaupt gar nichts Gutes gestiftet werden,

denn ohne Vertrauen ist kein Bund möglich. Das ist der größte Nachtheil des überhäuften Formalitätswesens, daß es das Vertrauen mindert; darum sind auch viele Gesetze über die Förmlichkeit, und das unselige Kontrollirungssystem dem Staate so gefährlich.

Ein Gelehrter, welcher lehrt, um sich zu zeigen, um seinen Kram auszulegen, um seine Meinung anzupreisen, wird immer mehr schaden als nutzen.

3) Der Lehrer zeige sich den Schülern als nachahmungswürdiges Muster, sowohl in Beziehung auf Wissenschaftlichkeit selbst, als auch in Beziehung auf Moralität.

Der Lehrer muß im Stande seyn, seine Doctrin weiter zu fördern. Wem gar keine Originalität inwohnt, wer gar keine Entdeckung gemacht hat, wer nicht einmal die Form des Vortrags verbessern kann, der ist und bleibt ein schlechter Lehrer. Es giebt nur Ein positives Wissen, das des Absoluten, alles andere, was wir Wissen nennen, ist eben nichts, als das Forschen; dieses wird auch immer zu etwas führen, wenn es nur

mit Sinn unternommen wird; aber im Forschen kann keiner für den andern einstehen, jeder muß selbst die Wahrheit suchen, jeder selbst sie verdienen; nur anleiten, erwecken, ermuntern kann einer den andern. Des Lehrers Beyspiel ist also mehr, als seine Worte, und seine Worte sind leerer Schall ohne dieses Beyspiel.

Ohne Moralität giebt es gar nichts, was nur einigen Werth hätte; der Unmoralische versperrt sich selbst den Weg zur Wahrheit, oder sie wird ihm fürchterlich verderblich. Was sollen die Studenten denken, wenn sie hören müssen, daß ein Lehrer den andern aufs eckelhafteste verläumdet, wenn sie sehen, daß ihre Lehrer bey öffentlichen Zusammenkünften sich öffentlich beleidigen? Man darf gar nicht daran denken, daß deutsche Universitäten Gelegenheiten darbieten, so etwas zu rügen.

4) Der Lehrer sey des Schülers Freund. Nichts ist wünschenswerther, als ein gesellschaftlicher Verein der Lehrer und Studenten auf der Universität. Allein hier bieten sich

viele Rücksichten auf gar mancherley Umstände dar, so daß es kaum möglich ist, etwas Erschöpfendes zu sagen, oder allseitig genügende Vorschläge zu machen. Der Lehrer soll nicht immer dem Studenten auf den Nacken sitzen, der Student soll als Jüngling mit Jünglingen der Jugend natürliches Feuer vertoben, er soll nicht Pedant werden, nicht einem Perrüquenstocke ähnlich seyn. Aber der Student soll auch des geliebten Lehrers Umgang suchen, ohne Heucheley, ohne Zwang; der Lehrer soll zugänglich seyn, sich zur Jugend herablassen, wenn sie sich zu ihm erhebt; ein gemeinschaftlicher Versammlungsort soll Lehrer und Lehrlinge in den Stunden der Erholung aufnehmen, passend, frey, voll natürlichen Anstandes soll die Unterhaltung seyn. In größern Universitätsstädten zerstreuen Höfe, ausgebreitete Familienverhältnisse, politische Rücksichten die Lehrer, in kleinern Orten wäre ein solcher Verein leichter möglich, es lehrt aber die Erfahrung, daß der Dämon der Zwietracht am liebsten in diese gelehrten Nester sich einnistet. Zuweilen noch

setzt die mit auf die Universität gebrachte Rohheit der Studierenden der gesellschaftlichen Vereinigung derselben mit den Lehrern ein unüberwindliches Hinderniß; zuweilen, es thut mir sehr weh, es zu sagen, muß der Lehrer Heuchler und Schmeichler von sich abhalten.

Soll der Lehrer des Studenten Richter seyn? Ich glaube, es ist sehr gleichgültig, ob ein Lehrer oder ein anderer Geschäftsmann das Universitätsrichteramt verwaltet. Es wird überhaupt nur allein nothwendig seyn, daß der Richter ein einsichtiger Mann ist, welcher das Studentenwesen kennt, mit der der Jugend umzugehen weiß, und durch keine zu strengen und zu sehr ins Detail gehenden Gesetze gebunden ist, damit er mit Billigkeit ab- und zugeben könne. Sehr zweckmäßig scheint die jetzige Einrichtung auf den baiernschen Universitäten zu seyn. In Civilsachen ist der Prorector Friedensrichter; bey Polizeyvergehungen steht der Student unter der Stadtpolizey, welcher zwey Professoren

beygegeben sind; Criminalverbrechen gehören zur höhern Justiz.

Soll der Staat den Lehrer salariren, oder soll er von seinen Zuhörern Honorar fordern? Ein Gehalt, wodurch des Lehrers dringendste Bedürfnisse gedeckt sind, und welches zu seiner und seiner Familie Erhaltung hinreicht, wird der Lehrer immer haben müssen. Da er aber manchen Kostenaufwand bey seinen Vorlesungen hat, da man eine billige Aussicht auf einigen Gewinn keinem Menschen versagen darf, da es gerecht ist, wenn mit mehrerem Fleiße auch mehr verdient wird, so ist es der Sache angemessen, wenn die Schüler Honorare zahlen.

Diese Collegiengelder sind neuerlich auch in Anspruch genommen worden, aber nicht mit gehöriger Sachkenntniß und Umsicht.

Die Gründe für das Zahlen der Honorare sind:

1) Man sieht gar nicht ein, daß der Staat die Pflicht habe, die Leute studieren zu lassen; er kann nur die Pflicht haben, die Gelegenheit zum Studieren zu machen; wer

dann studieren will, mag sehen, wie er dabey zu recht kömmt, und mag, da es immer fürs erste sein eigener Vortheil ist, dieses auch bezahlen.

2) Das Honorar bindet mehr als irgend etwas anderes, Lehrer und Lehrlinge aneinander. War ja doch dieses das einzige Mittel, was in Griechenland die Schulen zusammenhielt.

3) Die Honorare sind das einzige gedenkbare Mittel, den Fleiß und Eifer der Lehrer zu erhalten und zu mehren: der Lehrer kann ein großer Gelehrter seyn, aber er kann die Lust am Vortrage verlieren; er kann voll glühenden Eifers für seine Wissenschaft seyn, allein er kann für sich fortschreiten, ohne Interesse für seine Zuhörer zu haben; er kann durch Schriften glänzen, aber eben über das Schreiben das Lehren vernachlässigen. Wer kann da helfen? wer könnte nur wissen, wo es eigentlich fehlt?

4) Soll auf der Universität volle Lebendigkeit herrschen, so muß jedem, der einen academischen Grad hat, das Lehren durch öf-

fentlichen Vortrag erlaubt seyn. Diese lehrenden Doctoren gehen den Staat eigentlich nichts an, für ihre Lehrfähigkeit muß der Doctorgrad bürgen, ihr Heil auf diese Weise zu versuchen, muß ihnen gestattet werden, weil überhaupt freye Entwicklung nach jeder Richtung erlaubt seyn soll. Da solchen Lehrern der Staat gar nichts schuldig ist, so bleibt nichts als die Honorare, was zu solchen Versuchen reizen könnte.

Gegen die Honorare wendet man ein: die Lehrer aus Begierde nach Geld sähen den Studierenden zu viel nach, vernachlässigten Zucht und Ordnung, umgiengen die Gesetze.

Welche Vorstellung mögen diejenigen, welche diese Einwürfe machen, von den Wissenschaften haben? Sie glauben also nicht, daß ächter Forschungsgeist das erste und vorzüglichste Mittel ist, den jugendlichen Leichtsinn zu zähmen? Sie wollen nicht erkennen, daß die Erweckung des Edelsten, was der Mensch hat, des Triebes nach Wahrheit, vermöge, den jungen Mann vor Lastern zu schützen? Ein saures Gesicht des Lehrers,

ein trockner Sittenspruch, ein paar Tage Carcer, sollen besser seyn, mehr leisten, als Fleiß, Forschungslust, Entwicklungsgefühl?

Ueberaus vortheilhaft ist es, wenn der Schüler als freyer Mensch dem Lehrer gegenübersteht, wenn er durch nichts als durch Liebe zur Wissenschaft an ihn gebunden ist. Macht man den Studenten zu abhängig von dem Lehrer, und überhaupt auf eine andere Weise, als welche die Wissenschaft begehrt, so geschieht es nur zu leicht, daß der Jüngling zu niedrigen Kunstgriffen, die Gunst des Lehrers zu erwerben, seine Zuflucht nimmt. Welches Unheil kann hier gestiftet werden! Männer bedarf der Staat, nicht Sclaven.

Aber was soll aus den Armen werden? Talentlose Arme sollen gar nicht studieren; ihr Seyn auf der Universität ist noch weit schädlicher, als das der talentlosen Reichen. Arme mit Talent werden immer bey ihren Lehrern Billigkeit und freundliche Aufnahme finden. Nur soll sich auch hier die Regierung nicht darein mischen, vollends nicht durch Gesetze, die den Lehrer jeden Augen-

blick in Gefahr setzen, betrogen zu werden; so daß des wechselseitigen Mißtrauens kein Ende ist.

Den wichtigsten Theil der Universität machen die Studenten aus; auf sie wenden sich zuerst die Blicke, wenn von dem Universitätswesen die Rede ist; durch sie die Wahrheit zu verbreiten, in ihren Gemüthern die Liebe zur Weisheit zu erwecken, ist der Lehrer Zweck.

Was der Student sey, hängt ab von dem, was er vor dem Bezuge der Universität ist; von dem was der Lehrer auf der Universität aus ihm bildet; von dem, was er vermöge seiner Ausbildung vom Staate zu hoffen hat.

Der Jüngling, welcher in Sittlichkeit erzogen, von ächt religiösem Sinne beseelt, vorbereitet durch klassisches Studium auf die hohe Schule kömmt, kann auf ihr nur besser werden; könnte er auf ihr verderben, so läge die Schuld an der Anstalt, an den Lehrern, aber wo diese Möglichkeit auch nur gedacht werden könnte, da müßte die Universi-

tät wie ein Raubnest zerstört werden; denn wie gesagt, ein bis ins achtzehnte Jahr gut gebliebener Jüngling verdirbt nicht ohne große Gewalt. Kömmt ein verdorbener, unwürdiger Jüngling auf die Universität, so kann er besser werden; wird er es nicht, so wird ihn das Ganze bald als ein schädliches Glied ausstoßen; er selbst wird fühlen, daß er hieher nicht tauge.

Der Jüngling, dessen Seele dem Guten aufgeschlossen ist, wird leicht den rechten Mann finden, an den er sich als seinen Leher wenden kann, natürliche Neigung wird ihn zu jenen Fächern ziehen, die seinen Talenten am meisten zusagen, löblicher Eifer ihn immer weiter fördern, und was hin und dort noch fehlte, guter Rath ergänzen.

In diesem schönen Streben bedarf der Studierende der freundlichen Ermunterung, diese gewährt ihm die frohe Aussicht in die Zukunft. Das Bewustseyn, Talente habe nicht der Himmel umsonst verliehen, und Fleiß werde nicht der Belohnung entbehren; das Vertrauen, der würdigste im Staate sey

sey auch immer der Geschätzteste; die Hoffnung, dem Vaterlande mit Ehre und Ruhm dienen zu können, das sind die Ermunterungsgründe, durch welche allein ächter Universitätsfleiß herbeygeführt wird.

Wo es des Abschreckens bedarf, da ist nichts kräftiger, als die Erfahrung, das Schlechte könne vor dem Regenten und dem Volke nicht bestehen.

Nie entspricht die Thatsache dem Ideal, aber wo etwas zu gründen, eine Einrichtung zu treffen ist, da muß das Ideal als Norm vorschweben; die möglichen Abweichungen vom Ideal machen eine Gesetzgebung nothwendig.

Also auch bey der Einrichtung, oder Reformation, oder auch nur bey der Beurtheilung einer Universität muß ihr Ideal aufgestellt werden; hiernach kann man die Abweichung bemessen.

Die academischen Statuten sind die Gesetze, welche das Abweichen vom Ideal hindern, den daraus entspringenden Schaden abwenden sollen.

Welche Bewandtniß es mit der soge-

nannten academischen Freyheit habe, ist schwer zu sagen. Selbst sehr einsichtsvolle Männer sind, scheint es, nicht ganz klar darüber, so Luden. Ich will versuchen, die Sache deutlich zu machen:

Das Wort Freyheit hat gewöhnlich eine doppelte Bedeutung.

1) Ist Freyheit das dem Menschen inwohnende Vermögen, sich nach Vernunftgründen zum Handeln zu bestimmen. Die Freyheit ist also wohl von der Willkühr unterschieden, welche das Vermögen ist, sich aus sich selbst zum Handeln zu bestimmen. In der Willkühr steht es, zu thun oder zu lassen; in der Freyheit steht es, die Gründe zum Handeln mit Vernunft zu wählen; wer sich deutlich bewust ist, warum er so und nicht anders handeln dürfe, der ist frey. Die Freyheit ist der Willkühr entgegengesetzt, insoferne die Willkühr nur das unbedingte Anheben oder Aufheben des Handelns ist; sie ist als menschliche Freyheit der thierischen Willkühr entgegengesetzt, insoferne

diese allein von der Sinnlichkeit, und den Eindrücken auf dieselbe abhängt.

In der ächten und einzig möglichen Bedeutung des Wortes Freyheit liegt es schon, daß es nur Eine Freyheit geben könne, weil nur Eine Vernunft möglich ist, und weil dieselben vernünftigen Gründe für alle Menschen gelten, daß also von besondern Arten von Freyheiten die Rede nirgends seyn dürfe. Der Ausdruck, academische Freyheit, könnte diesem zu Folge nichts mehr und nichts weniger sagen wollen, als daß das Universitätsleben eben auch ein vernünftiges seyn müsse.

2) Heißt Freyheit (die juridische) der Zustand des Staatsbürgers, vermöge dessen er zu nichts verpflichtet ist, als von dessen Vernünftigkeit er sich überzeugen kann. Da aber nicht jeder die Sache genau untersuchen, die Gründe für und wider abwägen, und die zu gebenden Vorschriften für das bürgerliche Verhalten (Staatsgesetze) prüfen kann, so beruht die bürgerliche Freyheit auf der Constitution, welche kein Gesetz duldet,

das nicht von den Deputirten des Volkes, die es sich nach eigenem Vertrauen selbst erwählte, als zweckmäßig, mithin als verbindend, anerkannt worden ist.

Academische Freyheit in diesem Sinne wäre demnach jener verfassungsmäßige Zustand einer Universität, welcher aus der Einsicht und dem Willen ihrer Mitglieder hervorgegangen wäre. Hiebey aber läßt sich gar vielerley erinnern:

a) Da die Universität nur im Staate ist, für sich nicht selbst wieder ein Staat seyn kann, so muß der Regierung daran liegen, nicht allein daß auf ihr auch die als allgemein anerkannten Staatsgesetze in voller Wirksamkeit bleiben, sondern daß auch von einem solchen besondern Institute nichts für gesetzmäßig angesehen werden möge, was auf irgend eine Weise andere Staatsbürger beeinträchtigen könnte.

b) Die Studierenden allein machen die Universität nicht aus, der andere integrirende Theil sind die Professoren; ohngeachtet nun beyde zu einerley Zweck wirken, so ist doch

damit ein ursprünglicher Gegensatz gegeben, welcher eigentlich vor einer Gesetzgebung nicht existiren kann; denn indem die academischen Gesetze auch auf das Verhältniß, welches zwischen den Lehrern und Lehrlingen bestehen soll, sich beziehen, und darein weder der einen noch der andern Parthey bestimmend einzugreifen erlaubt ist, so kann nur ein dritter, also natürlich eine der Staatsgewalten die Gesetze vorschreiben. Die Lehrer selbst können in Beziehung auf academische Gesetzgebung höchstens verlangen, daß man sie dabey zu Rathe ziehe, weil sie am besten aus der Erfahrung wissen können, in wieferne gewisse Formen, die man gerne dargestellt wissen möchte, sich untereinander und mit dem Wesen der Universität vertragen.

c) Da der Werth und die Bedeutung des Gesetzes lediglich von seiner Uebereinstimmung mit der Vernunft abhängt, so setzt die Gesetzgebung voraus, daß Alles mit voller Vernunft dabey erwogen worden sey, und es können zum Geben oder Prüfen der Gesetze nur solche Individuen zugelassen werden,

in denen sich die vernünftige Natur des Menschen vollkommen entwickelt hat. Die Studierenden, als Jünglinge von achtzehn bis vierundzwanzig Jahren, haben im Durchschnitt genommen noch nicht die Präsumtion der vollen vernünftigen Entwicklung für sich, ja vielmehr der Zweck ihres Seyns auf der Universität ist gerade der, auf die genügendste Weise zu diesem schönen Ziele zu gelangen; so lange sie es aber noch nicht erreicht haben, sind sie eben darum von der Gesetzgebung ausgeschlossen.

Diesen Momenten zur Folge kann eine gesetzliche academische Freyheit nicht statt haben.

Doch bedenke man noch Folgendes: Da die Professoren selbst Staatsbürger sind, und es mit ganzer Seele seyn sollen, da auch des Studierenden Gemüth mit Anhänglichkeit an den Staat erfüllt, und das Bewußtseyn der gesetzlichen Freyheit in ihm lelebendig werden soll, so ist es den Lehrern zur Pflicht zu machen, jede Gelegenheit zu ergreifen, um den Studierenden das Ver-

nunftgemäße der academischen Statuten aus- einander zu setzen, und ihnen die Nothwendigkeit des Gehorsams aus der Natur der Sache zu entwickeln. Sollen aber dieses die Lehrer thun, so fordert es ihre Würde, auch blos als Menschen, daß sie selbst von der Güte der Gesetze überzeugt sind; kein rechtlicher Mann läßt sich dahin bringen, daß er, was er für Unrecht hält, als Recht anpriese. Wenn also die Lehrer erwarten dürfen, daß die Regierungen sie um Rath fragen bey der Entwerfung der academischen Statuten, so haben dafür die Regierungen die Pflicht der Billigkeit, dieses zu thun, ja es erfordert ihr eigenes Interesse, daß sie es nicht unterlassen.

Wenn ein einzelner Staatsmann einen einzelnen Lehrer allenfalls hierüber berathend befragt, so weiß er doch nie, ob er sich an den rechten Mann gewendet habe, auch kennen sich gewöhnlich beyde zu wenig, um einander vollkommen zu verstehen; wenn ein einzelner Lehrer seine Meinung offenherzig an den Tag legt, so ist es doch immer nur seine Meinung, und die Regierung kann nicht

wissen, wieferne diese vereinzelte Ansicht eine allgemeine sey; — dürfte man wohl einen Lehrercongreß in Vorschlag bringen? Scheint den deutschen Herrschern die Universitätsangelegenheit wichtig genug, um so etwas zu erlauben? Dürfen die Lehrer sich schmeicheln, daß man sie mit einem allgemeinen Vertrauen beehren werde? Wenn die Professoren der deutschen Universitäten nicht zusammentreten können, dürfen, wollen, wäre es nicht wünschenswerth, daß die drey baiernschen Universitäten sich vereinigten, um ihre Gesetzgebung als gemeinschaftliches Anliegen zu besprechen, und ihre gewonnenen Ansichten der höchsten Regierung vorzulegen? *)

Nach allem diesem aber ist noch eine ganz neue Seite übrig, von welcher die academische Freyheit betrachtet werden kann.

---

*) Daß wir uns hiezu die allerhöchste Erlaubniß erbitten, die Ferienzeit wählen, in der Hauptstadt zusammenkommen müssen, daß wir nirgends Kosten verursachen dürfen, daß es gut wäre, einige der würdigen Mitglieder der K. Academie zu unserer Berathung einzuladen, dieses Alles versteht sich von selbst.

Wenn sich die Menschen zur bürgerlichen Gesellschaft vereinigen, so sind es nicht sowohl die Gesetze, welche sie anfänglich aneinander knüpfen, als vielmehr eine gewisse übereinstimmende Weise im Handeln, die öfters durch Zufälligkeiten zur Gestaltung gebracht wird. Daraus nun entspringt die Sitte, welche als besondere Form, in welche die täglichen Handlungen des bürgerlichen und häuslichen Lebens eingekleidet werden, sich veroffenbart. Je kleiner der zusammenhaltende Volkshaufe ist, je mehr er sich von den Nachbarn isolirt, wie die ehemaligen kleinen Reichsstädte, desto mehr Besonderheit kömmt in die Sitte, so daß sie am Ende bedeutungslos wird, und ihre Bedeutungslosigkeit im Contraste steht mit dem hohen Werthe, welchen man darauf legt, mithin dem Fremden komisch erscheint. In größeren Staaten hat die Sitte weniger Förmlichkeit und Character, da ist sie aber immer, denn sie ist eben nichts anderes, als das stillschweigende, bewußtlose Anerkennen der Nothwendigkeit, daß mehrere Menschen, um sich zu

einem gemeinschaftlichen Zweck vereinigt zu halten, in gewissen Dingen übereinstimmend seyn müssen; sie ist die poetische Seite des Staatszwanges, wie die Gesetzgebung die positive ist. Je dunkler der Sinn der Sitte ist, desto mehr wird auf sie gehalten, weil das Geheimnißvolle immer den Menschen ehrwürdiger vorkömmt, als das Verständliche.

Wie alle Form sich nur mit der Zeit befestigt, so auch die Sitte, daher sie vorzüglich dem Alter ehrwürdig scheint. Dagegen fürchtet sich der Knabe vor ihr, und sie muß ihm mit Noth aufgedrungen werden, um so mehr, je kräftiger er ist. Ist doch auch der Knabe noch instinctartig der Natur hingegeben, kennt nicht das schöne Bedürfniß der Vereinigung, fühlt nur seine Kraft, womit er sich der Wiege entwunden, und will sie genießen, diese Kraft, hinausstrebend ins weite Leben.

1) Der Jüngling kömmt auf die Universität im Durchgangspuncte vom Knaben zum Manne, entfernt vom väterlichen Hause; dort lebte er im Zwang der Sitte, deren

Werth und Bedeutung seinem Gemüthe noch fremd ist; jetzt wandelt ihm die Neigung an, der Sitte zu entsagen, für die der Zwang fehlt.

2) Auf der Universität versammeln sich die Jünglinge von sehr verschiedenen Orten, jeder bringt, um so mehr, je gutgearteter *) er ist, von seiner eigenthümlichen Landessitte mit, sieht sich aber bald darin beengt, ausgezeichnet, verhöhnt, und muß sich von ihr lossagen.

3) Schon der Knabe findet im Spielen das Bedürfniß der Gesellschaft, denn es sorgen für ihn die höhern Mächte, damit die Vernunft nicht im Naturinstincte zu Grunde gehe; noch weit mehr aber fühlt das Bedürfniß des gesellschaftlichen Vereins der werdende Mann: er ist schon weiter dem natürlichen Ursprunge entrückt, hat schon die Vortheile und Süßigkeiten des Vereins empfunden, ja er ergreift seinem Character ge-

---

*) Hoffnungsvoll „im Sinne des Verfassers der Reise nach dem guten Geschmack."

mäß mit Leidenschaft die Verbindung mit Andern, man könnte sagen, aus Vernunft-instinct.

Diese drey Momente begründen eine eigenthümliche Sitte, die Studentensitte.

Das Recht, nach Studentensitte, auf Burschenweise, zu leben, heißt academische Freyheit.

Wie alle Absonderung von der allgemeinen Form, jede Auszeichnung und Besonderheit von verschiedenen Gesichtspuncten aus entweder lächerlich, anstößig, und bedenklich, oder bedeutend und beyfallswerth erscheint, so auch die Studentensitte, über welche man so vielerley Klagen hört, während recht ehrwürdige Greise mit heiterer Gemüthlichkeit der schönen Burschenzeit und der fröhlichen Studentensuiten sich erinnern.

Im Ganzen genommen dürfte wohl die Studentensitte auf jenes Anspruch machen, was jedesmal dem Anderssegn gebührt, so lange es nicht gesetzwidrig ist, auf Duldung.

Allein die Sache hat doch noch ihre eigenen Bedenklichkeiten. Wie schon die Spra-

che anzeigt, so ist die Sitte mit der Sittsamkeit und Sittlichkeit zu nahe verwandt, als daß man in jedem Falle gegen sie gleichgültig seyn könnte. Vom Jünglinge verlangt man vorzüglich Sittsamkeit, und namentlich soll der Studierende sich befleißen, durch guten Anstand Andern Achtung gegen sich einzuflößen, und er soll daher Alles meiden, was Geringschätzung erregen könnte. Die Sittlichkeit aber, die Gesinnung, nur das moralisch Gute zu wollen, soll ohnehin in jedes Menschen Busen als Heiligthum bewahrt seyn.

Die Sitte geht nun theils aus der Sittsamkeit und Sittlichkeit hervor, theils ist die von der Sitte vorgeschriebene Ordnung so innig mit den Maximen der Sittsamkeit und Sittlichkeit verwebt, daß es immer gefährlich scheint, an der Sitte etwas zu ändern, insbesondere wenn sie durch die höhere Cultur des Volkes an innerem Gehalt und würdiger Bedeutung gewonnen hat.

Der auf der Universität angelangte Jüngling ist immer in dem Fall, etwas von der

Sitte aufopfern zu müssen, das Geringste, was man sagen kann, ist: es fehle nicht an Versuchung dazu; wie viel wird er nun aufopfern? Der kräftige Jüngling glaubt, Alles wagen zu dürfen; wohin wird er sich richten? Eine neue Sitte soll sich gestalten; wird sie immer gemüthlich seyn? Das Leben gewinnt eine neue Form; ist sie harmonisch mit dem Wesen? Jede Sitte hängt in ihrem Ton von Zufälligkeiten, z. B. der Zeit, des Ortes ab; werden diese immer günstig seyn?

Was soll nun verfügt werden?

Die Studentensitte gänzlich durch Gesetze unterdrücken, geht nicht an:

1) weil sie aus der Natur der Sache entspringt, durch die Nothwendigkeit des Beysammenseyns, die Gleichförmigkeit der Beschäftigung, die Abgemessenheit des Alters herbeygeführt wird;

2) Weil man nichts Gleichgeltendes an ihre Stelle zu setzen vermag; denn was sich aus der Natur entwickeln muß, das kann die Kunst nicht schaffen;

3) Weil das, was einmal die Gewohn-

heit geheiligt hat, über die Gesetzgebung erhaben ist *).

Da aber die Studentensitte nicht ohne Gefahr ist, so fordert sie die strengste Aufmerksamkeit, und es soll alles Ernstes dahin gestrebt werden, daß sie nie in Rohheit und Unsittlichkeit ausarte.

Die Sittsamkeit der Studierenden zu bewahren, dazu ist wohl das sicherste und passendste Mittel, der gesellschaftliche Umgang mit ihren Lehrern.

Der Unsittlichkeit müssen die academischen Gesetze streng steuern; für die Unsittlichkeit gehören die Strafen, die höchste sey die Relegation, und diese werde leicht verdient. Aus der Strenge der Gesetze erkenne der Jüngling, wie sehr die moralische Gesinnung zu achten sey; die Gewalt der Strafe überzeuge ihn, daß es nie ungerochen blei-

---

*) Wenn man in unsern Zeiten so vielfältig die Lehre zu befestigen suchte, jede Gesetzgebung müsse volksthümlich seyn, so ist dieses dasselbe, was ich hier behaupte, indem die Volksthümlichkeit nur in der Sitte bestehen kann.

be, wenn das Heilige verachtet wird; alles treffe zusammen, um ihn zu belehren, der Gehorsam gegen das Gesetz, sey des Bürgers erste Pflicht.

Es giebt heftige Bewegungen im menschlichen Leben, wobey der Grund des Gemüthes ruhig bleibt; es giebt ein Treiben entsprungen aus lauterer Quelle, welches sich aber im Ziele vergreift; manche That macht viel lärmendes Aufsehen, und ist lange nicht so schlimm, als das Werk der Finsterniß, als das schleichende Uebel, welches der Seele Mark verzehrt; viele Umsicht wird erheischt, ehe über das Unmoralische einer Handlung ein erschöpfendes Urtheil gefällt werden kann; mancherley muß erwogen, verglichen, zusammengehalten werden; darum ist es gut, wenn der Lehrer, der wirkliche oder eine Zeilang gewesene, des Studenten Richter ist, obgleich es in andern Beziehungen gleichgültig seyn kann, ja vielleicht das Gegentheil wünschenswerth scheinen mag.

Man rügt vorzüglich folgende Momente des Studentenlebens:

1) Die Landsmannschaften. Nichts ist natürlicher als diese Art Verbindung auf einer Universität, wo viele Jünglinge aus verschiedenen Gegenden zusammenkommen, sie entstehen aus einiger Anhänglichkeit an die väterliche Sitte. Mit den deutschen Universitäten entstanden gleich anfänglich die Landsmannschaften, so in Prag, und als diese hohe Schule nach Leipzig auszog, kamen sie mit dorthin, und wurden in die Organisation der Universität aufgenommen, wo sie noch dem Namen nach unter den Professoren bestehen. Daß diese Landsmannschaften ausgeartet seyn mögen, daß kleinere Universitäten, wohin sie doch nicht gehören, sie nachäfften und ins Fratzenhafte verzogen; daß sie zu manchen Streitigkeiten Anlaß geben, das mag wohl wahr seyn; diese Mißbräuche muß man freylich zu heben suchen, übrigens kann es den Studenten nicht gewehrt werden, wenn sie sich nach der Verwandschaft, die das Vaterland giebt, gerne zu einander halten.

2) Die Duelle. Daß die Duelle un-

vernünftig sind, beweisen die Philosophen, das Unrechtmäsige derselben zeigen die Rechtsgelehrten, und die Theologen beweisen hell und klar, daß sie eine wahre Gottlosigkeit seyen. Es ist unbegreiflich, wie bey allem diesem die Leute noch an das Duelliren kommen können. Nur die Erfahrung lehrt, daß sich aller Beweise zum Troß die Menschen doch duelliren. Die Duelle mögen wohl zur europäischen Cultur gehören, welches ohngefähr auch Steffens Meinung ist. Der Hang der Studenten zum Duelle ist aus psychologischen Gründen erklärbar: der Jüngling will sein Leben einsetzen, damit er es gewinne, weil er glaubt, das gewonnene habe größern Werth.

3) Die politische Gesinnung. Nichts kann dem Gemüthe des Jünglings fremdartiger seyn, als Politik. Es giebt, glaube ich, drey Arten Politiker; die ächten, deren universeller Sinn die Individualität vergessen läßt, und deren Busen reine Menschenliebe ausfüllt; sie mögen selten seyn; die eigensinnigen, denen alles

nicht Recht ist, was die Regierungen thun, weil sie nicht auch dabey sind; und die hungrigen. Dem Studenten ist dieses alles fremdartig; Sorgen aus Noth kennt die Jugend nicht; die Regierung liegt noch in der Ferne, wenn sie sich nicht mit Gewalt ihm naht, was sie freylich nie thun sollte; von Regierungslust aber ist vollends gar keine Spur in ihm, er ist froh wenn man ihn in Ruhe seine Jugend vertreiben läßt: nicht Herrschlust wandelt den jugendlichen Geist an, wohl aber Sehnsucht nach Befreyung vom fremden Zwange. Allein diese Liebe zur Ungebundenheit hat schon darum mit der Politik nichts zu schaffen, weil sie natürlich, instinctartig, ist, und nur als solche der festen Leitung bedarf. Ueberhaupt aber dürfte leicht zu erweisen seyn, daß das Verlangen nach Freyheit, der Freyheitsschwindel, die Begierde, wie man sagt, das Joch abzuschütteln, gar keine oder nur eine sehr untergeordnete politische Bedeutung habe; wenigstens kömmt daraus keine Revolution zu Stande, diese kann immer nur entstehen, wo eine herrschen=

de Parthey von einer herrschsüchtigen angegriffen wird; bey Revolutionen kömmt es immer darauf an, wer regieren soll, die armen Tropfe, die sich darein mischen, um der sogenannten Freyheit willen, werden am Narrenseile herumgeführt, und müssen als Mittel dienen.

Man hat vor einigen Jahren die auf den deutschen Universitäten studierenden Jünglinge mit Gewalt in die Politik hineingezogen, und ihnen, der Himmel weiß, welche, Staatsansichten eingeimpft. Was mag wohl der Zweck dieses unnatürlichen Frevels gewesen seyn? Suchte man ein Paar hundert Musquetenträger mehr zu gewinnen? wollte man vielleicht den aus den stehenden Heeren durch den Kamaschendienst vertriebenen Geist zurückführen? Oder war in der grenzenlosen Verwirrung der Sinn so umnebelt, daß man nicht wußte, welchen Zweck man haben solle, welche Mittel in der Noth ergreifen?

Wenn nun nicht zu läugnen ist, daß der Eifer der gebildeten deutschen Jugend, mit welchem sie sich dem Dienste ihrer Vater-

staaten, widmete, viel Herzerhebendes gehabt habe, so muß man doch auch gestehen, daß man immer noch nicht recht einsieht, wozu denn dieses Aufhetzen genützt habe. Inzwischen waren einmal die Gemüther aufgeregt, die Studierenden in fremdartige Ideen verwickelt, und am Ende mußte das heimliche Gefühl, daß das positiv Geleistete mit einem solchen Allarm nicht im Verhältniß stehe, innerliche selbst unbewußte Verbitterung erzeugen, so daß, nachdem das Schicksal sein Urtheil auf gar wunderbarliche und unbegreifliche Weise an dem Usurpator vollzogen hatte, die erregte Einbildungskraft, mit sich selbst unzufrieden, ein neues Ziel thätigen Strebens suchte. Mittlerweile sahen auch die Kabinette sich auf einmal von aller seit 30 Jahren ausgestandenen Angst befreyt, ohne zu begreifen, woher ihnen dieses Heil gekommen oder womit sie es verdient hätten, und konnten auf solche Weise auch nicht recht zum Gefühl der Sicherheit gelangen; so daß nun auf der einen Seite ein unstätes Verlangen und Treiben, auf der andern eine

unsichere, Blößen darbietende, Stellung erkenntlich werden mußten.

Inzwischen ist die ganze Lage der Dinge von keiner hohen Bedeutung: die Gemüther werden wieder ruhig werden; die Universitäten werden das Fremdartige wieder ausscheiden; und vielleicht ist die neueste Explosion durch eine That, der man keinen Namen geben kann, ein Mittel dazu; weil hier recht offenbar wurde, daß die aufgereizte Jugend mit Windmühlen ficht.

Darum steht auch billig zu erwarten, daß die feindliche Stellung gegen die Universitäten bald wieder aufgehoben, und das Vertrauen hergestellt werde; denn ihr Wesen ist gut, und sie sind ein schönes Erbtheil unserer Urväter.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Döllinger, Ignaz,

Betrachtungen über das Wesen der deutschen Universitäten

Würzburg 1819

H.lit.p. 95 m
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10731933-7